

Tagesviene

Der Beamtenbau in Preußen ist als beendet anzusehen. Der Reichswahlvorstand der Nationalistischen Freiparteien beginnt mit folgenden Namen: 1. Ludendorff, 2. von Götze, 3. Straffer, 4. Graf Reventlow.

Auf der Berliner Hoch- und Untergrundbahn wurde teilweise mit Arbeitswilligen ein Kollektiv aufgenommen.

In San Sebastian und in einigen anderen spanischen Städten sollen 152 Sozialisten, Republikaner und Liberale verhaftet worden sein. Nach dem Londoner „Daily Express“ ist die Situation in Spanien groß und der König bedroht. Vom Meer werde versucht, den General Berenguer, der in einer Festung in Haiti ist, zu befreien.

Der „Newport Herald“ meldet aus Rom, von General Garibaldi, der sich in Frankreich befindet, und anderen Vorkämpfern werde ein Staatsstreich gegen Mussolini und den Faschismus vorbereitet. Der König sei eilig nach Rom zurückgekehrt. An der französischen Grenze seien Postenstellen gezogen, um den Einbruch der in Frankreich gebildeten Freischaren der Kommunisten aufzufangen. Auch Kriegsschiffe seien an die Grenzflüsse geschickt worden.

In Tokio ist der Student Namba, der den Prinzregenten von Japan ermorden wollte, zum Tod verurteilt worden.

Der Provinzrat von Ithaki hat Eufrosin, einen der Generäle Ithakiens, aufgefordert, die Leitung der Provinz zu übernehmen.

Politische Wochenschau

Das neue englische Kabinett ist nun vollständig. Es besteht, ohne die Unterstaatssekretäre, aus 21 Mitgliedern. Der jährlich einmal übliche Besuch des Erministers und seiner Mitarbeiter in der Guildhall in London hat dem konservativen Erminister Baldwin am 10. November die Gelegenheit, vor nicht das Programm seiner Regierung darzulegen — dieses soll nach sorgfältiger Ausarbeitung in vollem Umfang erst bei der eigentlichen Thronrede zur Eröffnung der zweiten Unterhausung im Februar nächsten Jahres bekannt gegeben werden —, aber doch wenigstens die allgemeinen Richtlinien seiner Politik mitzuteilen. Baldwin beanspruchte für seine letzte Regierung vor einem Jahr den Ruhm, die Dawes-Politik eingeleitet zu haben. Er verlor Herriots Weisheit und Mäßigkeit und auch der Völkerverbund erlebte ein Lob. Die Türken wurden freundlich an ihre Willkür aus dem Euphrat-Friedensvertrag — dem zweiten der Verbandsstaaten mit der Türkei — erinnert; den Arabern wurde die Rückkehr in den Streit um Palästina zugestanden (was aber nicht hindert, daß schon unter Mac Donald das englische Pfland beide Streitenden unterstüßte). China, d. h. der Regierung in Peking wurde die Bereitwilligkeit zur Hilfe gemeinsam mit anderen Mächten zugesagt. Diese Hilfe sollte nur eine „diplomatische“ sein, sie dürfte aber für Peking-China zu spät kommen, denn die Regierung in Peking ist inzwischen auf bolschewistische Einflüsse in die Wälle gedrückt und der enthronete Kaiser Kuangtung aus Peking verbannt worden. China soll auf dem Wege sein, in eine Sommerrepublik umgewandelt zu werden mit dem Wahlspruch: Allen den Asiaten! Die neue Unterstellung in China ist offensichtlich gegen England und die Vereinigten Staaten gerichtet, aber der vorläufige Baldwin wird sich wohl hüten, sich im fernsten Osten die Finger zu verbrennen, sondern abwarten, wie die beiden andern „Mächte“, die Moskauer und die Japaner sich in die chinesische „Freundschaft“ teilen. Wenn diese beiden Bekämpfer sich über kurz oder lang wieder in die Haare geraten, dann wird es für England und Amerika Zeit genug sein, ihren Standpunkt zur Geltung zu bringen. Auf jeden Fall ist Baldwin entschlossen, der Ausdehnung der asiatischen Gemeinlichkeit auf Indien die Macht Englands entgegenzusetzen, weshalb er der indischen Unabhängigkeitspartei eine klare Warnung auszusprechen wird, wenn er auch der verfassungsmäßigen Opposition im indischen Parlament Bewegungsfreiheit zu sicherte.

Weglich seiner Stellung zu Deutschland sollte Baldwin sich, daß der Damespahn vorläufig durchgeschleift werde, und er sprach die Hoffnung aus, daß die französisch-belgische Reichsregierung der Eisenbahnen schon vor dem letzten gegen die böhmische Reichsregierungspolitik der Franzosen. Ob England das Kaliner-Gesetz am 10. Januar ratifizieren werde, hängt davon ab, ob Deutschland die restliche Entwaffnung, ohne ungebührliche Verzögerung und ohne Schwierigkeiten, vollziehen werde. Endlich erwartet Baldwin, daß Deutschlands Auflösung zum Völkerverbund bald erfolge in einer Form, die seiner Würde, aber auch der „Verpflichtung des Bundes“, also im Sinne Herriots „ohne Bevorzugung“, entspreche. Die Grundlage seiner Politik, sagte Baldwin, werden die Friedensverträge sein, was von den Londoner Bildnern so ausgelegt wird, daß Deutschland sich in den Besitz der ihm abgenommenen Länder und Kolonien für alle Zeiten finden und die Hoffnung auf Zuzunahme der Schulden verzichten müsse.

Der neue Minister des Auswärtigen, Austen Chamberlain, beschränkte sich darauf, in der Guildhall engen Zusammenhang Englands mit den Kolonien, Freundschaft zu allen Verbündeten, vor allem Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten und Pläne des Völkerverbundes als Hauptziele seiner Politik hervorzuheben.

Alles in allem: Deutschland ist der neuen englischen Regierung gegenüber nicht besser und nicht schlimmer daran als unter der Regierung Mac Donalds, aber wie wir wissen wenigstens, woran wir sind. Bei Mac Donald wußte man es nie. Bemerkenswert war die laßtvolle Art, wie Baldwin sich über den innerpolitischen Gegner Mac Donald äußerte, und es könnte einem ein Gefühl des Neids ankommen, wenn man dagegen die Geschäftigkeit hält, die in Deutschland im Parteikampf vielfach üblich ist. Ganz glatt ist aber die Regierung Mac Donalds doch nicht davongekommen. In halbamtlichen Stellungsaussagen wird darauf verwiesen, daß sie dem neuen Kabinett eine gute Erbschaft hinterlassen habe. Nicht nur hinsichtlich des Sinowjew-Briefs und des Vertrags mit Russland, bei dem sich Mac Donald in seiner vertrauensvollen Nachfahrenarbeit von den ersten Moskauer habe über-

lassen lassen, sondern vor allem in der Verwaltung des Staatsbudgets. Am 1. Februar 1925 sind nämlich in England 135 Millionen Pfund Sterling Schatzscheine (7 Milliarden Reichsmark) zur Rückzahlung fällig, wolle sich in der Reichskasse kein Pfennig vorfinden. Es wird dem neuen Schatzkanzler Churchill nicht leicht werden, in die verbummelten Finanzverhältnisse wieder Ordnung zu bringen; er hat als vielmehrwertiger und in jeder Hinsicht anpassungsfähiger Mann — er hat auch seine Parteistellung wiederholt gewechselt und ist deshalb den eigentlichen Konservativen nicht recht genehm — in den letzten 18 Jahren 11 verschiedene Ministerposten bekleidet, aber Finanzminister ist er noch nie gewesen und ist überhaupt kein Finanzmann vom Fach. — In seiner eigenen Arbeiterpartei ist man mit Mac Donald nicht mehr zufrieden, wie es eben nach Wahlen in den Parteien zu gehen pflegt, und der Volkswirtschaft hat ihm konstant die Einzelpropheta entzogen. Mac Donald darf als Parteiführer, der er schonenhalber bleibt, keine allgemeinen Anordnungen mehr treffen. Er wird nun dem nebligen England für einige Monate den Rücken kehren und an den sonnigen Gestaden Südamerikas Erholung und Vergessenheit suchen.

Was können aber die Engländer anders für einen Grund gehabt haben, gegen die bevorstehende Finanzreform in Deutschland zu wettern, wie es vielfach drüben in letzter Zeit geschehen ist, als den neidischen Argwohn, die Deutschen könnten bei Erleichterung des Steuerdrucks wirtschaftlich so erstarren, daß sie wieder gefährliche Wettbewerber werden. Wenn man draussen im Ausland meist so grundfollige Anschauungen über die wirtschaftliche Lage Deutschlands hat, so tut die amtliche deutsche Finanzpolitik — wir wollen es recht gelinde ausdrücken — gewiß nicht das mindeste dazu, um die falschen Anschauungen zu berichtigen. Im laufenden Rechnungsjahr werden die Reicheinnahmen dank der unerhörten Steuererlässe um etwa eine Milliarde Reichsmark höher sein, als veranschlagt wurde. Ja, muß denn das das Ausland nicht zu dem Glauben kommen, aus dem deutschen Volk müsse noch ungeheuer viel für die Kriegsschuldigung, den Damespahn und durch geschickte Handelsverträge herauszuholen sein, man dürfe sich nur die Unerbittlichkeit des deutschen Fiskus zum Vorbild nehmen. Eine Milliarde Reichsmark soll kein Geld vorhanden sein, um die alten Schulden abzurufen oder auch nur zu verzinsen. Mit Ach und Krach hat der Reichsfinanzminister sich zu einer außerordentlichen Kostensatzfindung für die ganz kleinen Anleihebesitzer im Betrag von 48 Millionen Reichsmark bereit erklärt. Es wird hoffentlich keinen Reichstag geben, der dieses Unmögliche genehmigt. Der Finanzverwaltung ist es aber offenbar selbst nicht mehr ganz geheuer zuzumute, wenn sie im Geld schwimmt, während die Wirtschaft aus Geldnot verkrümelt. Im kleinste Geschäft kann man täglich erfahren: Waren sind genug vorhanden, aber die Leute haben kein Geld, sie zu kaufen. Und in den größeren Geschäften sind die Kassanten nicht einzubringen; manches gute solide Geschäft geht bloß an der Unerbittlichkeit seiner Guthaben zugrunde. Die Finanzverwaltung scheint nun doch zu der Einsicht gekommen zu sein, daß die Wirtschaft nicht des Fiskus wegen da ist. Es wurden einige Konferenzen der deutschen Finanzminister und anderer Sachverständigen in Berlin abgehalten, um den Plan des Reichsfinanzministers über gewisse Steuererleichterungen zu beraten. Wertschätzend, der Plan sich teilweise auf Widerstand, denn manche von den Finanzministern haben sich mißfallen den Großstädteverwaltungen anscheinend recht gut in die Kasse eingekloppt, seit die Reichsüberweisungen an Einzelstaaten und Gemeinden verhältnismäßig reichlich fließen. Schließlich wurde den Vorständen des Reichsfinanzministers zugestimmt, daß auf Grund des beliebigen Artikels 48 der Reichsverfassung, also durch Verordnung, nicht durch ordentliches Gesetz, folgende Steuererleichterungen eintreten sollen: die alles vertuernde Umsatzsteuer wird vom 1. Januar ab von 2 auf 1,5 Prozent herabgesetzt; die sogenannte Auguststeuer, die bisher natürlich dem wirklichen Verursacher eintrag gesten, dagegen die Feinsteuer empfindlich befristet und gesenkt hat, wird von 15 auf 10 Prozent ermäßigt; das Steuerfreie Einkommen wird von 500 auf 720 Reichsmark erhöht unter fortschreitender Berücksichtigung des Familienstands. Im übrigen bleibt bei der Einkommensteuer alles beim alten, vom Lohnsteuer über der genannten Mindestgrenze werden also auch künftig mindestens 10 Prozent abgezogen — worüber die Gehalts- und Lohnempfänger nicht wenig entsetzt sind, denn sie hatten bei der übermäßigen Höhe des Steuerlozes auch auf eine Erleichterung gerechnet. Die Vorauszahlung der gemeinlichen und landwirtschaftlichen Einkommensteuer endlich wird ab 1. Dezember um ein Viertel ermäßigt. Die Vorauszahlung sollte aber, da wir nunmehr eine leere Währung und so stützende Reicheinnahmen haben, überhaupt obgehoben werden; Millionen sind auf diesem Weg zu viel an Steuern bezahlt worden, die die Steuerzahler wohl nie wieder sehen werden. Die Einzelstaaten und die Gemeinden werden nun ihrerseits die Gemeinliche und landliche Landes- und Gemeindefiscalen gleichmäßig zu ermäßigen haben.

Die Steuerreform war längst eine Notwendigkeit, sonst wäre ein großer Teil der privatwirtschaftlichen Betriebe vollständig erdrückt worden. Auf Vollständigkeit kann sie aber noch keinen Anspruch machen und die Lücken werden zeitlich ausgefüllt und namentlich die wirtschaftsschädliche Finanzpolitik der Eisenbahnen einer gründlichen Durchsicht unterzogen werden müssen. Endlich einmal mußte die Steuererleichterung in Angriff genommen werden; doch es erregte vor den Reichstagswahlen großes, ist der Reichsregierung vielfach als Wehrtuch ausgesetzt worden, aber sei dem wie ihm wolle, die Reform muß noch für einige Zeit hinaus ein Regierungsprogramm bleiben, namentlich auch hinsichtlich der Steuervereinfachung und der Steuerverwaltung. Darüber zu machen wird eine Hauptaufgabe des neuen Reichstags sein, den sich das deutsche Volk am 7. Dezember zu bestellen hat. Ohne eine großzügige und zweckmäßige Steuerreform werden nämlich alle sogenannten Maßnahmen zur Preislenkung für die Rache sein. Hier hilft kein Artikel 48, keine Polizei und kein Staatsanwalt, sondern einzig und allein die Rückkehr zu vernünftigen Grundätzen der Verwaltung und Volkswirtschaft.

Der völlige Stillstand der amtlichen Preislenkung gibt der nicht zur Ruhe kommenden Streikbewegung immer wieder eine Unterlage. In Berlin a. B. findet sich

ein großer Teil der Arbeiterschaft im Zustand oder ist zum Zustand geriet. Es soll ja nicht gelagert werden, daß bei politischen Abwärtigen vor den Wahlen mit unterlaufen, aber die Streikbewerber würden bei der Arbeiterschaft weit weniger Ordnung finden, wenn man sähe, daß es mit der Preislenkung Ernst würde. Allerdings ist nicht zu übersehen, daß die Preise in Deutschland immer noch erheblich niedriger sind, als als dem Weltmarkt; wenn man den Fortschrittsstand mit 100 annimmt, so beträgt die Preishöhe in Deutschland trotz der hohen Steuern durchschnittlich 127, auf dem Weltmarkt 159, mit anderen Worten: die Entwertung des Gelds oder Gelds hat sich auf dem Weltmarkt bereits in vollem Maß ausgewirkt. In Deutschland wird sie durch Maßnahmen wie Preisdämpfung, Ausfuhrbeschränkung usw. angehalten. Auf die Dauer läßt sich aber die Unterdrücktheit zwischen Inland- und Weltmarktpreis umso weniger aufrechterhalten, als wir im nächsten Jahr mit einer Reihe anderer Länder in ein Handelsvertragsverhältnis eintreten werden. Die Volkswirtschaft wird nicht dadurch ins richtige Gleis gehoben, das man möglichst viel Steuern in der Reichskasse anammelt, sondern indem man die Wirtschaft auf jede Weise stärkt und kräftigt. Die gegenwärtige Geldentwertung mit ihren ungeheuren Anreizforderungen ist sicherlich übertrieben und unhaltbar, aber ein Preisstand wie vor dem Krieg kommt nicht mehr, diese Zeiten sind vorbei. Darum ist es zu verstehen, wenn Angestellte in Staats- und Reichsbetrieben mit einem Monatslohn von 75 Reichsmark, wie es bei Höchstlohn z. B. der Fall ist, sich nicht zufrieden geben können, während die Staatsbediensteten überhöht von vielen Millionen erziehen. So wogte lange ein Streit bei der Reichsbahn um die Lohn- und Gehaltssteigerung und es schien fast, als wolle in einzelnen Bezirken um Streit gegriffen werden. Denn ist es nun glücklicherweise nicht gelungen und man hat sich schließlich in letzter Stunde doch geehrt. Und so blieb aus die schlimmste Erfahrung erspart, die Österreich mit seinem Eisenbahnerstreik machen mußte. In der Nacht zum 8. November trat das ganze Personal der österreichischen Bundesbahnen in den Zustand und Bundeskanzler Seipel trat mit dem Kabinett zurück. Der Streit hätte auch in Österreich vermieden werden können. Forderung und Angebot waren sich in den Verhandlungen bis auf einen Unterschied von 6 Millionen Papierkronen (420 000 Reichsmark) abgefunden. Aber der Präsident der Bundesbahnen, Dr. Guntner, der es durch Abbau und andere Sparmaßnahmen in einem Jahr dazu gebracht hatte, daß die Bahnen für das nächste Jahr keinen Staatszuschuß mehr bräuchten, hatte den Ehrgeiz, den Betrieb auf der Höhe der Aufnahmefähigkeit zu erhalten und er blieb unter Billigung der Regierung unachgiebig. Jeder Streiktag kostete aber die Bundesbahnen 15 Millionen Einnahmeausfall. Am 12. kamen die Bahnen wieder in Betrieb. Auch die Regierung ist wieder eingeleitet, es herrscht wieder Frieden. Aber die Verluste für den Staat und das wirtschaftliche Leben sind unermesslich und sie werden für das Land schwer zu tragen sein. Die Augenwendung nach beiden Seiten liegt auf der Hand.

Neue Nachrichten

Aus der Weisbewegung

Berlin, 14. Nov. (Zwischen der Zentrumspartei und der Bayerischen Volkspartei ist für die Reichstagswahlen die Vereinbarung getroffen worden, daß das Zentrum im rechtsrheinischen Bayern und die Bayerische Volkspartei außerhalb Bayerns keine eigenen Kandidaten aufstellt. In der Rheinpfalz werden beide Parteien getrennte Wahllisten aufstellen. Der Wahlkampf soll unter Vermittlung jeder unnötigen Schärfe auch seitens der Presse unter den beiden Parteien geführt werden.

Die Reichspartei der Deutsch-Baltischen Partei enthält als Spitzenkandidaten Frau Ministerin Dr. Bäumer, Anton Erbsing, Dr. Hermann Fischer und Dr. Ludwig Haas.

Bürgerliche Offenbarung in Bayern

München, 14. Nov. Seit einiger Zeit fanden zwischen den bürgerlichen Parteien in Augsburg und einigen anderen Städten in Schwaben Besprechungen wegen eines gemeinsamen Vorgehens bei den bevorstehenden bayerischen Gemeindevahlen statt. Es wurde vereinbart, daß die Deutschnationalen Volkspartei, die Demokratische Partei, die Bayerische Volkspartei, die Deutsche Volkspartei und die Nationaldemokratische Volkspartei eine gemeinsame Unterstützung dieser Städte bei den Reichstagswahlen festgelegt.

Bayerische Reichsreden gegen das Reich

Berlin, 14. Nov. Der bayerische Ministerpräsident Dr. Held ist in Berlin eingetroffen. Über den Zweck seiner Reichsreden erklärte er einem Vertreter der „D. Wk. Ztg.“ folgendes: Er habe mit der Reichsregierung sich über verschiedene Punkte auseinandergesetzt, aber die Bayern sich in bedauerlichem Anseh habe. Bei der Umwandlung der Reichsbahn in eine Aktiengesellschaft seien die bayerischen Rechte vernachlässigt worden. Das müsse im bayerischen Volk Bekanntheit und Entfremdung hervorrufen. So mehr Bayern auf solchen Gebieten an Selbstständigkeit gewonnen werde, um so mehr werde es sie auf andere ziehen. Weiter Einmischung müsse unbedingt vermieden werden. Jede Regierung, die sich dies gefallen ließe, würde sich unendlich machen. Es sei ferner eine allgemeine Klage der Bundesstaaten, daß die wichtigsten Entscheidungen von der Reichsregierung plötzlich nur allein getroffen werden, ohne daß die Staaten vorher in Kenntnis gesetzt werden und ohne daß es ihnen möglich wäre, sich mit den verfassungsmäßigen Stellen darüber zu beraten. Noch viel schlimmer seien die Fälle, in denen die Staaten einfach vollendete Tatsachen gestellt werden, was sehr bedauerlich vorzukomme. Die Gerichte über angelegliche Punkte in Bayern seien unzulässig; sofern sie in höherer Absicht verbreitet werden, sei es von ihren Urhebern und Verbreitern geradezu ein Verbrechen. Es sei eine Unwahrscheinlichkeit, daß die Monarchisten in Bayern, obwohl der monarchistische Gedanke tief im bayerischen Volk wurde, auf ungesetzlichem Weg durch Furcht und Gewalt auf die Wiedererlangung des Königtums hinarbeiten. Es sei auch nicht wahr, daß gegenwärtig ernsthaft Versuche gemacht werden,

den monarchischen Gedanken zu gewinnen zu lassen allerdings, doch die Ziele immer noch. Voraussetzungen sind auch im übrigen gegeben, daß sich...

Berlin, 14. Nov. ...

München, 14. Nov. ...

Weimar, 14. Nov. ...

Fulda, 14. Nov. ...

Nürnberg, 14. Nov. ...

Paris, 14. Nov. ...

London, 14. Nov. ...

London, 14. Nov. ...

London, 14. Nov. ...



Zum Ernte- und Herbstankfest

Es ist dies Jahr eine eigenartige Sache um das Ernte- und Herbstankfest. Ein solches Erntefest, wie das vergangene, hatten wir schon lange nicht mehr. Reich an Mühsal und vergeblicher Arbeit, reich an Verlust und Verderben. So sehr konnt' alles zum Festen angesetzt ist, trotzdem Nahrungsmittel kaum vorhanden ist, so wenig wollen heute festliche Gedanken und Worte bei uns Raum finden. Wir wollen uns auch keineswegs dazu zwingen. Aber wir wollen uns sagen, daß es Leute gibt, die noch schlummer dran sind als wir, und die doch nicht schlechter sind als wir. Wenn wir überhaupt noch etwas ernten dürfen und sogar noch manchem Notleidenden ausbessern können, dann wollen wir auch heute an heiliger Stätte dafür danken. Trotz unserer Schuld hat Gott uns noch nicht ausgegeben, sondern müht sich noch um uns, ja mitten im Straßen läßt er noch viel Vergebung. Solcher Dank wäre wohlthätig ein Erntefestgen.

Wenn uns die gold'nen Lichter grüßen.

Von Poppe Klagen.

- November im Kalender stand; November mit der Nebelwand.
- Am Himmel ist kein Stern zu seh'n.
- Die grauen Tage sind bekannt; — Ein Schleier dicht umhüllt das Land,
- und das ist gar nicht schön.
- Was lebt und hofft, sehnt sich nach Licht; —
- Im Licht quillt Freud' und Bönne; — Nur meine Sehnsucht nach der Sonne
- gebort im Traume dies Gedicht.
- Wenn graue Nebel uns umwehen, dann möchten wir zur Sonne streben.
- Im Licht empor; — Wer möcht' es nicht?
- Ich lag und schlief und sah im Traum ein Licht in meine Kammer tragen;
- Und immer heller ward der Raum. — Was soll ich von dem Traumbild sagen?
- Wir war's, als hätte' der Lichterbaum die gold'nen Augen aufgeschlagen;
- Das war ein Funken um mich her,
- als ob es jetzt schon Weihnacht wär'; —
- Das Jahr stand erst im Nebelmond, als mich die gold'nen Lichter grüßten;
- Das war, als ob sie forschen müßten, wo stille Lebensfreude wohnt.
- Die Laute ist gar leicht gefunden,
- weil sie in frohdrewhenden Stunden glanzvoll auf allen Festen thronet.
- Die stille Freude läßt sich suchen;
- Da wird, um den Erfolg zu suchen, die dunkle Kammer nicht verlassen.
- Wenn uns die gold'nen Lichter grüßen, dann scheinen sie ins Kammerlein
- und strahlen mit gar seltsamem Lichtglanz uns tief ins Herz hinein.

Ein Erinnerungs- und Gedenkblatt

an unsern Landsmann Ministerialdirektor Dr. K. e. f.

In den Annalen der Stadt Nagold glänzt dem am 23. Sept. 1924 nach kurzer Krankheit im Alter von 55 Jahren in Stuttgart verstorbenen Ministerialdirektor Dr. Julius K. e. f. als einem ihrer größten Söhne ein besonderes Ehrenblatt und -Mal.

Dieses ihm hier zu schreiben und zu setzen ist mir eine ebenso wehmützig-schmerzliche als ehrenvolle Danks- und Freundschaftspflicht.

Wenn ich mit Wiedergabe seines Lebenslaufs für die jüngste Gegenwart manches oder viellecht alles wiederholen muß, was die Tagesblätter bei seinem Hinscheiden zu berichten wußten, so dürfen und können in einem für die Geschichte der Stadt Nagold bestimmten Gedenkblatt die wichtigsten Ereignisse und Stationen desselben doch auch nicht fehlen, ja sie müssen, was seine nähere Begleitung zu seiner Heimatstadt anbetrifft, einschließlich eines größeren Raumes einnehmen.

Dr. Julius K. e. f. hat in Nagold am 22. März 1869 als Sohn des Kaufmanns David K. e. f. das Licht der Welt erblickt. Seine Mutter war eine geborene Waler, eine Schwester des verstorbenen Schulrats und Gemeindevorstandes Waler. Sein Geburtsort, das dem großen Brande vom Jahr 1863 zum Opfer fiel, stand an der Ecke der Marktstraße und der früheren Schulgasse, da, wo das Schiller'sche Kaufhaus nachher aufgebaut wurde. Sein kaufmännisches Elternberufsstadium veranlaßte der Vater in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit einem ähnlichen Geschäft in Hattenbach und dann in Pöhlbrunn, um später sein Glück in Amerika zu suchen, wo er erst einige Jahre vor seinem Tode (1920) in hohem Alter starb. Dort lebt noch die einzige Schwester Dr. K. e. f.'s. Dieser selbst kam von Hattenbach her in das Haus von Onkel und Tante Schmeißer, der Schwester des Vaters, nach Nagold zurück, wo er zulebte, d. h. bis zum Tode der Verwandten, Kindesrechte genoss. Das Seminar der Stadt brachte es mit sich, daß der ungemein begabte Knabe demselben nach dem Besuche der dortigen Lateinschule zugewiesen und damit zuerst dem Lehrstand zugewiesen wurde. Mit vorzüglicher Note verließ er daselbst im Frühjahr 1888. Nach kurzer Verwendung im Volksschuldienst (Barrnangen bei Hallingen und Cannstatt) ebnete sich ihm aber die Wege zum akademischen Studium, zu welchem der reiche kinderlose Onkel die Geldmittel und die Weisheit gab, nachdem ihm von den einstigen Seminarlehrern seines Vaters dafür die Augen und das Verständnis geöffnet worden waren. Statt der Theologie, die anfänglich erwogen wurde, wählte sich der fleißige und fleißige junge Mann, der sich inzwischen am Oberlyceum Ludwig-Gymnasium das Reifezeugnis erworben hatte, dem Studium der Staatswissenschaft in den Jahren 1891—1895. Nach seinem Referendariatsjahre, das ihn u. a. zu dem tüchtigen Schulrat Friedrich nach Unterlindheim führte, wurde er auf den Oberlehrern Merzheim und Ludwigswang unkränkt verwendet. Seine Berufung zum Staats-Schulinspektorsamtsvorwieser in Jassenhausen 1899, wo er in

Und kam ihr Glück auch nur im Traum; — Es hat die Freude uns gezeugt; —
Dann ist im Nebel, Dunst und Schaum ein Engel strahlend uns begegnet.

Wie froh bin ich vom Traum erwacht; — Ich hab' gelacht und hab' gedacht:

Es war einmal! — Nooembernacht. — Es ist schon lange her, Ein Traumbild hat mich angeleitet, hat in mein Leben Licht gebracht.

Nun glänzen Lichter ohne Zahl! — Sie grüßen mich; — Es war einmal.

Spazieren ging ein Sonnenstrahl im dichten Nebelmeer.

Pflanzen als Luftschiffer

Da liegt an einem schönen Morgen im Gras, ein wenig nachdenklicher als sonst, weil die Zeit des Wühlens wieder einmal für ein Jahr zu Ende geht. Da jagelt die ein leichtes Etwas gegen den Kernal. Du hauchst es leise an und gleich begibt er sich wieder auf die lautlose Reise. Du hast einem Dittelsamen wehergelassen und wirst dadurch vielleicht Ursache, daß im nächsten Sommer rotviolette Blütenköpfe eine Stelle zieren, die ohne dein Zutun nur kurzes Gras getragen hätte.

Als Kind haben wir die Fruchtstände des Löwenzahns, die Ringelblume mit einem kräftigen Anhauch in alle vier Winde gemeht. Die Einrichtung ist beim Löwenzahn wie bei den Ditteln dieselbe, wenn sie auch in etwas verschiedener Form zum Ausdruck kommt. Der leichte Same wird mit einem haarigen Anhängsel versehen, das aus dem Kind einer feht im Boden wurzelnden Pflanze einen feinen Luftschiffer macht.

Die Pflanzen sehen heute dort, wo wir Menschen vor der Erfindung des leuchtenden Luftschiffes, also noch vor kurzer Zeit gestanden sind. Sie brauchen neben dem Wasser und dem Tieren den Wind als Beförderungsmittel. Sie müssen allerdings bedenken, wohin die Luftströmung sie trägt, denn überwinden können sie diese nicht, so wenig, wie wir es mit unseren Luftballons gekonnt haben. Aber die Pflanzen vermögen doch ihre Sproßlinge, die sie zur Erobrerung neuen Bodens auf die Lebensreise schicken, so auszustatten, daß sie sich in der Luft möglichst lange halten können. Würden sie von der Mutterpflanze fort schnell zur Erde sinken, so wäre der Umkreis ihrer Verbreitung zu eng gezogen, während in Wirklichkeit Samen oft weite Strecken durch die Luft zurücklegen. Daher kommt es, daß auch ohne Mitwirkung des Menschen Arten plötzlich an Orten, ja in Ländern auftauchen, wo sie bisher völlig unbekannt waren.

Als genialer Erfindergeist sich anschickte, die Luft zu erobern, veruchte er es genau wie die Pflanzen mit einem Fallschirm. Allerdings sind unsere Fallschirme pyramidenförmig, die der Pflanzen aber kugelförmig. Das hat den Vorteil, daß die Schwankungen, die in oben gemähten Schirmen durch Luftströmungen entstehen, besser vermieden werden. Die Oberflächen, die als Träger der Samen dienen, werden in der Natur möglichst groß hergestellt. Dagegen ist der Same selbst — wenn man vergleichen will, die Gondel mit dem Anker — möglichst klein, ein Grundstich, der auch bei unseren Luftfahrern zur Anwendung kommt.

Die Grische des Haushaltes und in die Bergkämme der Gemeinde wieder Ordnung und Ruhe bringen sollte und auch wirklich bald gebracht hat, gab mit seiner späteren fast einstimmigen Wahl zum Ortsvorsteher dieser großen Gemeinde (1900), seinen Taten und seiner Lebensarbeit eine bedeutsame Wendung und letzte sein Lebensstadium vom Staats- in den Gemeindegeldes, wo er bald sich einen hochgeschätzten Namen und bedeutenden Ruf erwarb, der ihn von Stufe zu Stufe aufwärts und, nachdem er sich noch in Jassenhausen den Doktorgrad in der Staatswissenschaft erworben hatte, 1903 als Stadtoberbürgermeister nach Tuttlingen und 1908 als solcher mit dem ihm schon 1907 übertragenen Würde eines Oberbürgermeisters in die aufstrebende Gewerbestadt Göttingen führte, die er wie Jassenhausen und Tuttlingen mit Energie und zielbewusster Hand und weitsehendem Blick sicher leitete und sich um ihre Entfaltung unermüdet bemühte. Welches Vertrauen er sich hier in Stadt und Amt erworben hat, beweist seine 1913 erfolgte Wahl in den Bundtag als Vertreter des Wahlkreises Göttingen. Er gehörte hier der „fortschrittlichen Volkspartei“ an und zeichnete sich auch hier wie überall durch seine Ruhe, seine vornehme Schlichtheit und Klugheit der Andersdenkenden aus: ein charakteristisches Merkmal seiner ganzen ausgeprägten Persönlichkeit und seiner großartigen Art und unverwundlichen Begabung, die die Grenzen menschlicher Kraft in jeder Richtung kannte und darum auch von sich bei all den großen Erfolgen seines Lebens bescheiden dachte und nicht von Stolz und Eitelkeit, für die er nur eine heftige Ironie übrig hatte, und nichts von Ueberhebung wußte.

Ein Mann mit solchen Gaben, solcher Arbeits- und Tatkraft mußte die Aufmerksamkeit des Staates und der Regierung auf sich ziehen. Und als es galt, nach der Revolution einen geliebten, klugen und erfahrenen Verwaltungsmann und Staatsmann auf einen hervorragenden Realienposten zu stellen, wurde der Oberbürgermeister von Göttingen als Ministerialdirektor in das Arbeits- und Ernährungsministerium nach Stuttgart berufen, wohin er schon 1912 als Oberbürgermeister zu kommen begründete Aussicht hatte. In dieser seiner neuen staatlichen Stellung war er der Vertreter der deutsch demokratischen Partei, Mitglied der verfassunggebenden Landesversammlung und deren 1. Vizepräsident, vom 3. Okt. 1920 bis 7. Nov. 1923 war er mitgliedertätiger Reichsratsbevollmächtigter in Wirtschaftskanalarbeiten und hatte als solcher seinen Sitz in Berlin, während seine Frau Charlotte geb. Eruber und sein einziger Sohn Oskar in Stuttgart zurückblieben. Schon am 23. Sept. 1923 wurde ihm aber die Stelle eines Landeskommissars für produktive Gewerbestellenfürsorge in Württemberg übertragen, die er nach seiner Rückkehr am 7. November desselben Jahres antrat. Welche vielseitige und verantwortungsvolle Tätigkeit drängte sich in diesem arbeitsreichen Leben zusammen! Und daneben hatte er noch Zeit für Kunst und wissenschaftliche Beschäftigung, insbesondere Griechisch- und philologische Studien, an denen ich ihn noch kurz vor seinem Tode antrat. Aber eben diese geistige Weiterbildung erhielt ihn so frisch und munter und stärkte ihn für seine Berufstätigkeit.

Die Methode des Luftballons finden wir in den Flugorganen der sog. Nektarflieger von den Pflanzen besetzt. Blüßig aufgetriebene Hüllmembranen des Samens schließen kleinere oder größere Luftmengen in sich ein. Die dünnen, korren Hüllhäute der Blütenblätter sind jedem bekannt. Sie ermöglichen den Samen einen regelrechten Gleitflug. Dieser hat denselben Zweck wie alle Pflanzenluftschiffahrt. Die Sproßlinge sollen nicht unmittelbar unter dem mütterlichen Baum landen, dessen Schatten ihr Gedeihen verhindern würde. Auch die Flügelhäute der Nektarflieger und des Horns, der Birke und Eiche dienen der Verbreitung der Samen. Durch diese Einrichtung kommt selbst bei vollkommener Windstille ein Gleitflug und eine Flugweite von etwa hundert Metern zustande. Solche Fliegen sind also nicht auf starke Luftströmungen angewiesen, während Samen, die der Flugorgane entbehren, diesen Mangel entweder durch große Leichtigkeit ausgleichen, zum Beispiel die Pflanzsporen, oder nur durch Sturmgewalt, also durch Zufall, über weite Strecken verweht werden können.

Man muß nun aber nicht glauben, daß die Natur stets nur große Flugorgane zur Erreichung des wichtigen Gleitfluges verwendet. Häufig wird bei Samen mit feinen Flügeln nur der Schwerpunkt ein wenig aus der Ebene verlegt, die in der Flugrichtung durch den Druckmittelpunkt geht. Oder die Flügel müssen sich eine leichte Verbiegung gefallen lassen. Dadurch beschreiben die zur Erde sinkenden Samen Schraubenlinien und gelangen erst, nachdem sie eine gleichmäßig gekrümmte Kurve ausgeführt haben, an das Ende ihrer Fahrt. Diese wird so verlängert, insofern eben erstreckt sich die Aussicht, daß eine plötzlich eintretende oder sich verstärkende Luftströmung sie zu einem entfernenderen Ziele trägt.

Selbst die Luftschraube, der „Propeller“, dieses stolze Erzeugnis menschlichen Denkens, finden wir in Pflanzenreihe auch in Tätigkeit. Die Früchte des bürigen Lorbeerbaums, eines tropisch-afrikanischen Gewächses, tragen vier Flügel, die ähnlich wie die Schaufeln eines Windrades der Luft entgegenarbeiten und so den Fall verlangsamen. Andere Pflanzen besitzen nur einen einzigen, tonlos gekrümmten, feinen Flügel, der sich während des Fluges um seine horizontale Achse dreht. Es nimmt nicht wunder, daß Arten, die mit Flugvorrichtungen ausgestattet sind, eine besonders weite Verbreitung haben. Es ist nur wieder an den schon erwähnten Löwenzahn erinnern. Freilich ist es eine gewisse Regel, auf die sich die jungen Pflanzenblätter begeben müssen, bevor sie in die Luft fliegen. Sie müssen sich in der Luft abwaschen, um ins Wasser. Das aber ist einer der wichtigsten Gründe, warum sich die Pflanze im Laufe ihrer Entwicklung die gesamte bewohnbare Welt erobert hat und sich zur Herrin der Luft vererbt hat, wo sie nicht durch Klima oder Wassermangel in Schranken gehalten wird.

Geschäftliches.

Fertig zum Kochen sind Nagold's Suppen. Sie brauchen nur noch kurze Zeit lediglich mit Wasser gekocht zu werden, weil die Würfel bereits alles enthalten, was zu einer vollständigen Suppe gehört. Viele Sorten wie Eier Suppen, Eier Nudeln, Erbsen mit Speck, Brätkorn, Pilz, Reis mit Tomaten, Aubergin, Tapioca etc., Windvor usw. erwidern eine reiche Abwechslung beim Kochen der täglichen Suppe.

Was ihn aber jedem menschlich näher dröchte, der mit ihm in Berührung kam, das war sein reiches Gemüt und sein tiefes Mitemfühlen für seine nächsten Angehörigen. „Gott sei der Mensch, hilfreich und gut“, dieses Gedächtnis hat er in die Tat umgesetzt. Und darum kamen sie zu ihm nach und fern mit ihren Anliegen und Witten um Rat, Hilfe und Fürsprache, alle seine Freunde in der Not, alle seine Bekannten in Kummerzeiten.

Und so hat er insbesondere auf diese Weise seine inneren Beziehungen zu seiner Vaterstadt Nagold aufrecht und warm erhalten oder richtiger: die Vaterstadt in ihren verschiedensten Anliegen hat immer wieder den Weg zu ihrem einflussreichen und hilfsbereiten Sohn gesucht und bei ihm Rat und Hilfe gefunden. Und wenn das Semblar heute noch sein Leben in ihr fristet, wer weiß, ob es noch ohne ihn regierte.

Nach mit der Oberbürgermeister hat das ganze Oberamt gleichsam ein Recht auf den bedeutungsvollen Landesmann gehabt oder doch zu haben geglaubt. Ich weiß wenigstens von einigen Gemeinden des Nagolder Bezirkes, daß sie ihn und nicht umsonst, um seine Unterstützung in ihren Angelegenheiten gebeten haben.

Und wie einzelne gute Freunde aus Nagold ihn noch auf seinem letzten Krankenlager — freilich in Unkenntnis dieser Umstände — um ein gutes Wort in ihrer Bedrängnis angegangen haben, dessen war ich zufällig Augenzeuge. Und es wäre schöner Lobeswort, wollte ich hier nicht auch dessen gedenken, was er auch für mich zu tun immer bereit war.

Eine solche Annahme von Arbeit, Sorge, Verantwortung, Aufregung und Unruhe mußte die Rechte des ohnehin ungeliebten Mannes, dessen ungeheurer Willens- und Geisteskraft allein der Körper so lange erdachte, doch vor der Zeit aufheben. Und das schwere Herzleiden, dem er anscheinend rasch erlag, hatte sich ohne Zweifel schon lange bei ihm angelegt und geltend gemacht, ohne bei dem tollsten Eifer zu weichen das nötige Gedächtnis und die rechte Beachtung zu finden. Nach kaum 14-tägiger Krankheit schloß er in der ersten Stunde des 23. September 1924 seine Augen auf immer. Ein an Arbeit und Mühe, aber auch an Erfolgen reiches, aberliches Leben fand seinen Abschluß, ein Leben, das ein Segen für seine Familie, seine Freunde, für das ganze Land, ja für das Deutsche Reich selbst, nicht zum wenigsten aber auch für seine Heimatstadt Nagold war. Es war deswegen nicht weniger als billig, daß dieselbe ihn auch wie Jassenhausen, Tuttlingen und Göttingen nach an seinem Grabe ehete und ihm durch Gemeindevorstand Studentrat Weinbrenner an Stelle des am Erscheinen verhinderten Stadtschultheißen Waler einen Kranz mit Worten würdigen Dankes beiseite niederlegen ließ, welchen Schreiber dieser Zeilen mit einem Kranz schlichter Verse ergänzte, die feinergeigt in diesem Blatte ihren Abdruck fanden.

Der Name Dr. Julius K. e. f. aber wird in den Blättern der Stadt Nagold mit goldenen Lettern stehen als eines ihrer größten und besten Söhne.

G. H. Kläger.

Von einer Schulkette

Die liegt und

von W. e.

Der Hinterroder S und viel wallfahrten, le lieb und seinem Hausm sie verwichen wieder ein zu nehmen zu einer We Weiberl, läßt heut mit hab heut grad viel zu tu nach abwarten, die Kin zu uns kommt. Und u ich mein, der ist überall aus dem Haus zu gehen und gelangt: Du Trotts Wallfahrt gar nig an von den lieben Bergen

Ran will der Erzja fahrten sagen, weil ein Stätte seinem Kummer Herrn vorzutragen und oder ich meinetwegen u ist da nit weiter zu sage wieb's hoffentlich auch i ein Sprüchlein ein, selbig dir vor die Tür gelegt Großes und Kleines. E legt, soll heißen, tu du kind, gegen Haus und lich, wann du ein Weib du ein Mannsbild bist, du tätest dir allein da ein Schlafsofa in Hima oh, mein Lieber, da bi Herrgott da oben, der einmal ein Loch dein u weiß genau, was dein l uns alle einst nach unferen Worten. Geschriebe schaft geben von einem j haben, nimm dich in or Buch werden, die unsi Berliner Adressbücher

So, das hat sich der schreiben müssen. Die jeder selbst davon mach es, und das Wañre und schmiert wie Honig. Man heiligen hüten, hat ein hat. Christine hat sie ge den ist: Sie gewesen. - Da 1889 in Rom selig ver Erzähler sich und dem braucht so nicht gleich zu

Vor

Seht ist die Zeit, da Ein natürlich, denn ganzen acht Wochen m Größe die Frage vor, wo soll. Ist es gefunden, wo Wo käme sonst die Freu Vater rechnet, Mutter den „nützlichen Gedanken sich „nützlich“ zu sein, d



fid bis als

D. fle zu lie

1. 2. 3.

D. fle zu lie

1. 2. 3.

D. fle zu lie

D. fle zu lie

D. fle zu lie



Von einer Schusterfrau; von dem, was uns vor der Tür liegt und von der Königin Christine.

Von Martinus Michel.

Der Hinterroder Schuster hat ein Weib, jell geht oft und viel wallfahrten, leicht ein bißel mehr als dem Schuster lieb und seinem Hauswesen gut und dienlich ist. Und als sie verwirren wieder einmal gerührt vor ihm steht, Abschied zu nehmen zu einer Wallfahrt, hat er zu ihr gesagt: Ichau, Weiberl, läßt heut nit lieber amal zu Hause bleiben? Ich hab heut grad viel zu tun und kann das Hauswesen nit auch noch abwarten, die Kinder und die Geisen ober wann wer zu uns kommt. Und wann du den lieben Herrgott suchst, ich mein, der ist überall zu finden, brauchst dinstwegen nit aus dem Haus zu gehen. Hat ihn die Schusterin angeblafft und gesagt: Du Trottel, den lieben Herrgott geht mein Wallfahrt gar nit an. Ich will ja zur heiligen Kunigunde von den lieben Bergen.

Ran will der Erzähler ja gar nichts gegen das Wallfahren sagen, weil einer das Bedürfnis hat, an geweihter Stätte seinen Kummer und Sorgen Luft zu machen, sie dem Herrn vorzutragen und um Hilfe und Beistand zu bitten oder sich meinetwegen rechtschaffen auszuweinen einmal, so ist da nit weiter zu sagen. Hat schon manchem geholfen und wird's hoffentlich auch noch weiter tun. Aber da fällt ihm ein Sprüchlein ein, selbiges heißt: Heb erst auf, was Gott dir vor die Tür gelegt hat, und da liegt gar mancherlei Großes und Kleines. Erst heb auf, was dir vor die Tür gelegt, soll heißen, zu deine Schuldigkeit gegen Mann und Kind, gegen Haus und Gemeinde, halt dein Befehl ordentlich, wann du ein Weib, und in dein Sach ordentlich, wann du ein Mannsbild bist. Und wann du die leicht einbildest, du läßt dir allein durch herunterbeten hier auf Erden ein Schlaflos im Himmel packen für deine späteren Tag, oh, mein Lieber, da bist schief gewidelt. Denn unier alter Herrgott da oben, der steht durch ein Brett, brauch nit einmal ein Loch dein zu sein, der schaut dir ins Herz und weiß genau, was dein ist und was nicht, und wird dich und uns alle eini nit unier Toten rickten, nit aber nach unsern Worten. Geschrieben steht, daß wir eini müssen Redenshaft geben von einem jeden unsißigen Wort, das wir geredet haben, nimm dich in acht, Brüderl, daß es bei dir nit ein Buch werden, die unsiß geredeten Wortel, so bist wie der Berliner Adressfänger.

So, das dat sich der Erzähler mal vom Herzen heranterschreiben müssen. Die Kuchanwendung kann sich jell ein jeder selbst dannon machen, selbst denken, selbst handeln heißt es, und das Wahre und Gute wird einem nit so ins Maul geschmiert wie Honig. Man soll sich am meisten vor lebendigen Heiligen hüten, hat eine gesagt, die's sehr genau gewußt hat. Christine hat sie gebeten und eine Königin von Schweden ist sie gewesen. Hat ein buntes Leben geführt, bis sie 1689 in Rom selig verstorben ist. Und das wünscht der Erzähler, sich und dem geneigten Leser, gleichfalls. Es braucht ja nicht gleich zu sein.

Vorweihnachtszeit

Jetzt ist die Zeit, da die Heilmähererei beginnt. Im guten Sinn natürlich. Denn bis Weihnachten sind es ja nun keine ganzen acht Wochen mehr, und da legt man sich in aller Stille die Frage vor, was man den lieben Nächsten schenken soll. Ist es gefunden, so darf darüber kein Wort verlaufen. Wo käme sonst die Freude der Überraschung her?

Waher rechnet, Mutter rechnet. Vangt es diesmal neben den „nützlichen Geschenken“ auch zu Dingen, die, ohne eigentl. „nützlich“ zu sein, doch erst Vergnügen und Stimmung

machen? Zu einem Bafelkassen oder zur neuen Puppentuch, zu einem Pelzschmuck für Mutter oder einem „Kistchen“ für Vater? Im letzten Jahr brauchten wir uns mit solchen Gedanken nicht sehr anzustrengen. Da ging es nach der Weise: „Oh hab' kein Geld, du hast kein Geld...“ Heuer ist es ja ein wenig besser. Aber auch wirklich nur ein wenig. Noch immer sind wir unter allen großen Kulturvölkern das ärmste. Der Schmachtriemen sitzt uns noch ziemlich fest und könnte eine Lockerung wohl vertragen. Die Weihnachtsausgaben sind etwas klein. Der Postist zeichnet bedächtigende Umien in den Bumschettel hinein. Löhne und Preise stimmen nicht miteinander überein. Jene sind zu niedrig, diese zu hoch. Es fehlt an Kaufkraft. In solcher Lage gibt es zwei Wege, einen richtigen und einen falschen, genauer gesagt: einen meistens richtigen und einen meistens falschen.

Man kann es nämlich einmal so machen: Man läßt die Preise außer Spiel und setzt die Löhne herauf. Dann ist die Lage für den Augenblick gebessert. Aber was geschieht weiter? Die Produzenten, die ihren Arbeitskräften höhere Löhne bewilligen, finden allmählich, daß sie nicht mehr auf ihre Kosten kommen. Sie setzen also Schritt für Schritt auch ihre Preise hinauf; bald ist der Vorprung der Löhne wieder eingeehott und der Stand der Dinge wieder der alte, aber in höheren Zahlen. Siehe da, eine gute Bekannte aus der Inflationzeit, die endlose Lohn-Preis-Schraube! So geht es nicht. Wir haben es erlebt, und es war — nicht schön. Der Weg ist falsch, meistens falsch, denn damit soll nicht das Anrecht solcher einzelnen Lohnempfängerstellen, die mit ihren Besügen bisher unerbittlich dastanden, auf eine Lohnbesserung bekräftigt werden, die ihnen zu einer gewissen Annäherung an den allgemeinen Durchschnitt verhilt. Die eademwärtigen Lohnbewegungen bei der Reichsbahn und Reichspost haben sich ja auch im Lauf der Verhandlungen darauf gerichtet, vor allem jene „Soziallöhne nach unten“ auf einen angemessenen Stand zu heben.

Der richtige Weg im allgemeinen aber ist ein planmäßiger Preisabbau. Also: nicht die Löhne den übertrieben Preisen anpassen, sondern die Preise ermäßigen, daß die Löhne wieder zum anständigen Leben ausreichen. Nun kommt allerdings die Frage: Wer fängt mit dem Preisabbau an? Wenn einer den andern in die Rippen lößt und feiner der andre kein will, dann können wir wohl noch lange bis nach Weihnachten warten. Indessen ist die Lage doch nicht hoffnungslos. Das Reich hat bereits Einsicht bekommen, die Frachten der Reichsbahn ermäßigt, die Umfahrpreise um ein Fünftel herabgesetzt und eine Verminderung der Postgebühren und Fernspreckgebühren angeordnet. Auch der Einzelhandel, die letzte Stufe auf dem Weg der Märe vom Erzeuger zum Verbraucher, tut heute — gern sei es beifällig — sein Bestes, um der Kundenschaft mit billigen Ankeroten den Weihnachtskauf zu erleichtern. Aber manche rauhe Faktoren unserer Volkswirtschaft sehen noch in vorfristigem Kreise um die Aufgabe des Preisabbaus herum.

Wir können nicht mit Verlust verkaufen; wir müssen auch wieder einen Betriebsfonds schaffen. Das sagen die Betriebsverwaltungen der Städte, und private Produzenten beten ihnen das Ersüchlein nur allzu gern nach. Warum kommt man aber nicht auf die so naheliegende Idee, billiger zu erzeugen — nicht nur durch Lohnbesserung, sondern durch Verbesserung der Organisation und der Arbeitsweise —, was einem dann gestattet, auch bei billigeren Preisen trotzdem — oder vielmehr erst recht — rentabel zu wirtschaften? Dazu gehört freilich mehr als durchschnittliche Verwaltungsmoralität und Kartellweisheit; das verlangt industriellen Mut und Verstand. Sollte es daran in dem Land fehlen, das wie dem Krieg als Muster wirtschaftlicher Disziplin und Tatkraft galt, und diesen Mut auch heute noch vielfach in der Wirtschaft zeigt? Wir haben den so gar verführten Wunschzettel nicht

der hervor und schreiben unten dran: „Meiner Weihnachtsmann, gib unieren Wirtschaftslenten über Nacht eine gute hohe Selbstvertrauen, damit sie wieder mit den Befürworter höherer lernen, und bringe uns den Preisabbau, möglicht noch vor Weihnachten!“ Dr. H.

Wispel.

Das Inflationunternehmen. „Sie haben es also zum selbständigen Holzhändler gebracht, handeln Sie mit Kuchholz oder mit Brennholz?“ — „Mit Streichholz!“ (Fl. Bl.)

Modische. Schneider: „Dieser Knack feldet Sie famos. Sie sind nicht mehr derselbe Mensch.“ — Kunde: „Ausgezeichnet.“ Da haben Sie wohl auch die Güte, die Rechnung dem Andern zu schicken.“

Der Einsame. Ein Bettler klinkt über die Straße, Frau Müller und Frau Raler schauen ihm wehmütig nach. Dann meint Frau Müller: „Der arme Kerl! Hat keine Verwandten, keine Freunde mehr!“ Mitleidig fragt Frau Raler: „Die sind alle gestorbene?“ „Ree“, sagt Frau Müller, „reich sind sie geworden!“

Im Laden. Eine vornehme Dame kommt in einen großen Laden auf dem Lande; sie wird äußerst empört über einen Jungen, der im Laden steht und auf den Fußboden spuckt. Die vornehme Dame sagt zum Besitzer des Ladens: „Erlauben Sie, daß man in Ihren Laden spuckt?“ Der Besitzer verbeugt sich und meint verbindlich: „Oh, bitte schön, unieren Kunden verbieten wir selbstverständlich nichts.“

Auch ein Trost. Gast (zum Kellner): „Das Huhn ist entsetzlich alt und roh.“ — Kellner: „Aber sicher kerngesund, sonst wäre es wohl nicht so alt geworden.“

Eingetroffen! „Wenn du mich abweist“, beteuerte er, „werde ich sterben!“ — Sie wies ihn ab. Sechzig Jahre später starb er.

Gegenseitige Höflichkeit. „Oh liebe mein Ami heute zum erstenmal aus.“ legte der Henker zu dem Beurteilten. „Da müssen Sie schon entschuldigen, wenn ich dabei einen Fehler mache.“ — „Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen“, erwiderte der Todeskandidat. „Ich werde heute auch zum erstenmal gehängt, bin also mit der Sache ebenfalls nicht vertraut. Wenn wir aber beide guten Willen haben, werden wir's schon fertig bringen.“

Schlagerfertig. Ein Mann fuhr mit einem Handkarren im Straßenbahngelände und hielt dadurch den hinter ihm kommenden Straßenbahnwagen auf. Der Straßenbahnfahrer rief ihm zu: „Du sandammer Kerle, kannst du net außern Gleis fahren?“ Die Antwort lautete: „I scho, aber du net!“

Amor Vorbehalt. Junge Braut (zu ihrem Verlobten): „Und Du wirst mir immer alle Wünsche an den Augen ablesen?“ — Er: „Ja, vorausgesetzt, daß Du nicht zu große Augen machst.“

Häßliche gefacht. Ein Neuyorker Modemodernhaus räum auf den Gedanken, häßliche Frauen und Mädchen für seine Modellschau zu verwenden, um zu zeigen, daß durch moderne und schöne Hüte auch häßliche Gesichter gewinnen. Es wurde ein Preis von 100 Dollar für die Häßlichste ausgesetzt. — aber es meldete sich niemand.

Gleichklang. Frau Reper (zu ihrem Mann): „Unser Nachbar hat einen idealen Ehepaar zu sein. Sie denken beide immer das gleiche.“ — Er: „Ja, aber ich habe gemerkt, daß sie es immer zuerst denkt.“

Diese Nummer umfaßt 8 Seiten.

Siehe die illustrierte Beilage „Leierkinder“.



Sie waschen nicht richtig!

— deshalb klagen Sie auch über die „teure Wäsche“ und machen sich das Waschen so schwer. Sie können es bequemer und billiger haben. Es gibt ein leichteres und angenehmeres Waschen als die mühselige Handbehandlung mit Waschbrett und Bürste! Nehmen Sie

PERSIL!

Die Wäsche wird einfach kurze Zeit gekocht und ist sauber und fleckenrein! Nur müssen Sie, um eine vollendet schöne Wirkung zu haben, Persil in genügender Menge nehmen und jegliche Mitverwendung von Seife und Seifenpulver vermeiden. Beachten Sie im übrigen folgendes:

1. Kalt auflösen! Ein Paket auf 2½-3 Eimer Wasser.
2. Die Wäsche in die kalte Lauge legen, langsam zum Kochen bringen und eine Viertelstunde kochen lassen.
3. Gründlich spülen, zuerst gut warm und danach kalt.

Das ist alles!

Der Erfolg — halbe Arbeit, billiges Waschen und eine blütenweiße, frischduftende Wäsche

Erinnerungsbücher an den Weltkrieg 1914/18

Handigen vor!

Vormarscherinnerungen eines nachführenden Offiziers von Georg Schmidt, Hauptmann d. Reg. im 2. Bürt. Feldart. Regt. 49, Abteilung Winterfeld. In den Argonnen. Mit 9 dreifarbigen Kartenlagen, 96 Seiten. Preis 1.50 M. In zweifarbigen Umschlag mit Bild von Prof. Spryer. Geb. 1.50 M.

Während der letzten beiden schmerzhaften Schließungen von den Besatzungen der 2. Armee von der Stadt bis in die Argonnen im Herbst und Dezember 1914. Eine der besten Kriegs- und Schlachtberichterungen, die ich bisher las, hebt vor jeder Seite.

Zwei Kriegsjahre einer 42 cm Batterie

Von Major a. D. F. Sott, 144 S. mit 30 Abbildungen. In zweifarbigen Umschlag brosch. 1.50 M.

Das diesen Buch erzählt vom über die 42. Artillerie-Batterie. Bei den ersten großen Kriegeschlachten letzten im 4. September-Beziehungen, von denen niemand etwas weiß, die ganz weit in Argonnen. Mit ungeheurer Schnelligkeit werden die wichtigsten und interessantesten Momente vor Augen zu den Soldaten. Die Soldaten sind mit „Beria“ besetzt und über zwei Jahre mit einer Batterie Front und Feld stellen. Die wichtigsten interessanten Abbildungen können zur Bestätigung.

Von der Heimat geächtet!

Im Auftrag der Deutschen Legion bearbeitet von Wagner, Hauptmann a. D. Mit 11 Stichen u. 1 Bild. 176 S. Preis in zweifarbigen Umschlag gebrocht 1.50 M.

Ein Buch, das den deutschen Leser mit Schmerz, aber auch mit Stolz erfüllt. Mit Schmerz, weil es zeigt, mit welcher Heuchelei und Schamlosigkeit das Volkstumserbe von unserer heutigen Regierung und der Vaterland-Verächter getarnt und vertrieben ist, mit Stolz, weil die Soldatentugend und die Ehre der Kreuzen der deutschen Legion. Das Buch unterrichtet in bester verständlicher Weise über den Verlauf des Krieges, zugleich auch über das Leben der Soldaten und ihre Angehörigen.

Bereitig bei Buchhandlung Zaiser, Nagold.

